Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 106 (2006)

Artikel: Das Pestjahr 1348 im Leben des Dichters Petrarca
Autor: Widmer, Berthe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118510

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Pestjahr 1348 im Leben des Dichters Petrarca*

von Berthe Widmer

Wenn jemand fragen wollte – aber was man zu wissen meint, fragt man nicht –, welche Frau das Leben Petrarcas am stärksten bestimmt habe, würde das beim Befragten Zweifel wecken, ob da ein verfängliches Netz ausgeworfen werde. Doch nach einem kleinen Zögern könnte die Antwort gewagt werden: Vielleicht ist es Frau Fortuna. Jedenfalls hat Petrarca wohl keine andere Frau öfter genannt und geschildert als sie. Jene wunderbar verklärte Laura, die ihm für etwa zwei Jahrzehnte Sehnsucht und Schmerz bedeutete, war ihm doch nicht ein Leben lang in ähnlicher Weise gegenwärtig[1] und wurde von ihm auch nicht allenthalben der Öffentlichkeit vorgeführt. Sie glänzt zwar als das schönste Gestirn in seiner vulgärsprachlichen Poesie, aber in seinem mächtigen lateinischen Werk tritt sie vielleicht ein einziges Mal klar erkennbar hervor.[2] Fortuna hingegen, von Petrarca als «die Herrscherin über alle Menschendinge» bezeichnet, wahrte sich – verführerisch und auftrumpfend – ihre Stellung auf hohem und weithin sichtbarem Posten für immer und zwang Petrarca, in allen Werken von ihr zu sprechen. Er erklärte sie mit der Sicherheit eines Moralisten für das wesenhaft Haltlose, Höhnisch-Unberechenbare, das Sinnlose, Lügnerische,[3] welches über Macht, Reichtum, Ansehen und aller Art Scheinglück verfügt, seine Opfer in Gewissheit wiegt und unversehens in tiefstes Elend hinabstürzt.[4] Wo immer ein Unglück, ein persönliches oder allgemeines, wo eine Katastrophe auftrat, entsetzte er sich über dieses Verhängnis Fortunas, und winkte umgekehrt ein grosses Glück, dann fürchtete er argwöhnisch (oder mindestens vorsichtig) eine grausame List derselben Fortuna. Von dieser Grundhaltung wich er nicht ab, obwohl er das Wort ab und zu entwertete,

* Die folgenden Ausführungen sind die leicht erweiterte Fassung eines Vortrags vom Jahr 2004 zum 700. Geburtstag des Dichters (1304–1374), gehalten in der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

1 Laura begegnete dem Dichter – gemäss seinen eigenen Angaben – erstmals am 6. April 1327, und zwar in der Kirche St. Clara in Avignon; sie starb am 6. April 1348.

2 *Fam.* 2,9,18–20, in: *Familiares,* ed. Vittorio Rossi (Edizione nazionale), Florenz 1933–1942, und in der deutschen Übersetzung von Berthe Widmer, Berlin 2005.

3 Vgl. z. B. *Fam.* 1,2,24.

4 Man denke an die Darstellung der Glücksräder im Mittelalter, erwähnt von Petrarca z. B. in *Fam.* 5,3,11.

nämlich als eine Redeweise des Volkes oder als ein blosses Wort ohne Inhalt: *«nil aliud quam nudum et inane nomen»*.[5] Denn selbst unter dem nackten und eitlen Namen dachte er sich eben doch nicht ein Nichts, sondern eine gewaltige Macht,[6] und kannte im ganzen menschlichen Bereich nur ein einziges Gut, ein einziges wahres, das weder von ihr stamme, noch ihr unterstehe. Dieses Gut bezeichnete er als eine strahlende geistige Kraft und verstand sie als Virtus, als eine Hoheit des Geistes, *celsitudo animi*, für die unsere deutsche Sprache keinen Namen mehr hat.[7] Die Virtus, so wusste Petrarca, überwindet Fortuna glorreich, und sie ist dem Menschen fassbar, sofern er sich um sie bemüht. Und hat ein Mensch diese Virtus gewonnen, überwindet er dank ihrer Macht alles Übel und Unrecht, politisches und privates, oder richtiger: Er lacht Frau Fortuna mit allen ihren scheinbaren Glücks- und Unglücksgaben ins Gesicht. Nötig ist allerdings, dass der Mensch am Scheideweg (dem unvermeidlichen) den schmalen Pfad und nicht die breite Strasse wählt, denn nur wenn er sich richtig entschieden hat, führt ihn die Virtus – diese Lehre aus der Antike prägt sich Petrarca schon in früher Jugend ein – auf ihrem Pfad aus dem Wirrwarr der Vergänglichkeit und Sterblichkeit hinaus und bis zu den Sternen. In der Bewährung kämpfen Virtus und Mensch der sinnlosen Fortuna einen Sinn ab, so meint er;[8] doch ist das nicht die letzte Weisheit Petrarcas, denn er will ja ein Christ und ein Mann der Kirche sein und stellt seine allerletzten Fragen an einen jüdisch-christlichen Gott, der über alles, auch über Fortuna und Virtus gebietet, seine Gaben austeilt, wie es ihm gefällt, und vor dessen Heiligkeit und Hoheit der Mensch nicht wagen dürfte, sich auf eine eigene Virtus und

5 «[Fortuna] *humanarum rerum omnium ... domina est*», heisst es in *Fam.* 1,2,24; und Petrarca betont ebenda, ein Herrschaftsrecht habe Fortuna nicht einzig über Glücksgüter. Von ihrer tatsächlichen Macht über die ganze Sphäre alles Menschlichen ist beim Dichter überhaupt sehr häufig die Rede wie auch von Anfechtungen, die er persönlich von ihr erleidet (vgl. z.B. *Fam.* 5,3,11; 5,10,9 und 11,1,1ff. an Boccaccio). In *Fam.* 6,5,1 steht: *«de fortuna loqui soleo ut vulgus»* (vgl. 18,1,37). Ganz entwertend lautet *Fam.* 22,13,7: sie ist *«nudum et inane nomen»*, und schlicht als wandelbares Glück wird Fortuna in *Fam.* 22,14 dargestellt. *«De remediis utriusque fortunae»* lautet der Titel von Petrarcas vielleicht erfolgreichstem Werk, wo Fortuna sowohl vergängliches (eitles) Glück wie vergängliches Unglück meint.

6 Petrarca spielt immerhin mit dem Wort, während er gleichzeitig Glauben an ihre Bedeutung fordert; vgl. *Fam.* 5,10,9.

7 *Fam.* 8,7,4. Hölderlin versucht dem lateinischen Wortsinn gerecht zu werden, wenn er ein veredelndes Attribut zu Hilfe nimmt; «hohe Tugend» liest man bei ihm öfters.

8 Zu diesem Thema nicht mehr greifbar war mir Klaus Heitmann: Fortuna und Virtus. Eine Studie zu Petrarcas Lebensweisheit, Köln/Graz 1958.

Leistung zu berufen. Dass die Fragen nach dem Bösen und nach den vielfältigen Schicksalen in der Welt angesichts dieses Gottes nicht einfacher werden, sich vielmehr ins unabsehbar Rätselhafte verlieren, erfährt Petrarca nicht ohne Qualen.

Und er erfährt das mit letzter Gründlichkeit wohl erstmals in der Zeit nach seinem Abschied aus Frankreich. Ende 1347 glaubt er wie in einem Glückstaumel, den Norden für immer verlassen zu können, und hegt die Zuversicht, er werde von nun an in seinem heiss ersehnten Vaterland und für eben dieses Grosses und Nutzbringendes wirken. Er verbindet damit die Hoffnung auf seine Befreiung von einer ihn stark beengenden Abhängigkeit und dienenden Stellung und erkühnt sich zu Prophezeiungen über eine bessere Zukunft für viele Völker, was fast einen Wunderglauben voraussetzt. Denn zu den schon bestehenden Übeln in Europa, zu Kriegen, Aufständen, Teuerungen, Hunger, gesellte sich bereits das sehr beunruhigende Gerücht von jener sich rasch verbreitenden tödlichen Seuche, von der sogleich die Rede sein wird.

Wirklich merkt der Dichter vor der Wende zum Jahr 1348 noch kaum, dass er Gefahr läuft, sich von Frau Fortuna narren zu lassen, muss aber darauf von ihrer Bosheit einen Schlag nach dem andern entgegennehmen. Wie der Titel dieses Aufsatzes angibt, soll nun eben dieses Schicksalsjahr als solches und in seinem Ablauf betrachtet werden, was heisst, dass nicht die Pest allein geschildert wird, denn es widerfährt Petrarca in diesem Jahr nicht bloss das Unheil, eine Seuchenzeit durchzustehen, sondern es wird ihm, wie angedeutet, auch zugemutet, noch andere Leiden zu erdulden und dabei das Zerschellen gleissender Hoffnungen zu erleben. Überhaupt soll das Hauptthema Petrarca selber sein, er als ein Mensch mit seinem Schicksal. Ohnehin beherrscht die Pest nicht das ganze Jahr, sondern in voller Kraft nur die warme Jahreszeit. Doch weil sie immerhin schon zu Beginn von 1348 überall in Europa Angst verbreitet und sozusagen ihr Gestank ihrem sichtbaren Erscheinen vorausgeht, sei mit einem Wort über ihre Besonderheit der Anfang der Darstellung gemacht.

Eine Fülle von zeitgenössischen, vorwiegend amtlichen oder halbamtlichen Berichten geben über sie Auskunft.[9] Diese bezeugen unter anderem, dass kirchliche und weltliche Behörden nicht einfach versagten, sondern im Gegenteil, solange sie im allgemeinen

9 Zur Pest von 1347/1348 gibt es eine Riesenmenge von älteren und neueren Schriften. Erwähnt sei hier Philip Ziegler: The black death, London 1997; dann auch David Herlihy: The black death and the transformation of the West, Cambridge (Mass.) 1997.

Sterben überhaupt weiterbestehen konnten, sowohl Verbote wie Mahnungen und praktische Anweisungen austeilten, auch für geistliche Tröstungen, medizinische Hilfe, astrologische Forschungen etc. sorgten, gewiss nicht mit genügendem Einsatz, aber doch einigermassen. Wo der Arm der Behörden nicht hinreichte, nämlich über die Städte hinaus aufs Land, war die Bevölkerung auf sich gestellt und unvergleichlich hilfloser. Die Zahl der Opfer war da grösser, und sie starben (oder verendeten) zumeist in grenzenlosem, fast tierischem Elend. Eine Flucht aus der Stadt aufs Land hinaus war daher sinnvoll einzig dann, wenn sich einer mit allem Lebensnotwendigen, vielleicht auch mit Arzt und Medikamenten, in einer eigenen Burg oder abgeschiedenen Villa rechtzeitig isolieren konnte. Allerdings gab es – und dies ist nicht zuletzt im Hinblick auf Petrarca gesagt – Gegenden, die von der Krankheit nicht so unaufhaltsam und schonungslos heimgesucht wurden wie andere.

Über Art und Verlauf der Pest berichteten sehr viele Chroniken, jedoch erst einige Zeit nach Verebben der Seuche. Aus verschiedenen Gründen sei hier fast ausschliesslich die Darstellung berücksichtigt, die von Petrarcas späterem Freund Giovanni Boccaccio in der Einleitung zum Decamerone geboten wird. Sie könnte von irgendeiner Amtsperson stammen, wäre ihre Sprache nicht viel lebhafter und eleganter, als auf Amtsstuben üblich ist. Das Augenmerk ist da auf die Verhältnisse in Florenz, der Vaterstadt Boccaccios, gerichtet; hier waren, nebenbei gesagt, besonders hohe Verluste zu verzeichnen.

Kurz wird da angegeben, dass sich die Pest zuerst über Asien ausgebreitet hatte, bevor sie auf verschiedenen Handelsrouten nach Europa eingeschleppt wurde, und zwar nicht allein durch Händler, sondern auch durch Pilger und anderes reisendes Volk.[10] Sie trat in drei Arten auf: als Lungenpest mit Blutspucken (in Europa selten), als Beulenpest mit Geschwülsten in Leisten und Armhöhlen, und zuletzt als Fleckenpest mit hohem Fieber. Der Tod stellte sich in der Regel nach 3–4 Tagen ein, doch kam auch vor, dass er sich verzögerte oder dass der merkbare und sichtbare Ausbruch der Krankheit mit dem Tod zeitlich beinah zusammenfiel.

Betont wird von Boccaccio wie von vielen anderen Berichterstattern, dass eine grosse Zahl Infizierter hätte gerettet werden können, wären sie nur betreut und gepflegt worden. Doch es gab zur

10 Dies ist ein Grund, dass sogleich auch Klostergemeinschaften infolge ihrer Gastfreundschaft und Armenfürsorge infiziert wurden.

Bewältigung der Gefahr längst nicht genügend Ärzte, während täglich neue Scharlatane auftauchten, die den Verzweifelten Ungeheuerlichkeiten vorlügen konnten. Die Angst vor Ansteckung war so allgemein wie überbordend und verhängnisvoll, verscheuchte die Besonnenheit bei der Wahl nötiger Massnahmen und erstickte die Bereitschaft zur Pflege der Mitmenschen fast gänzlich. Im Nachhinein wirkte die Preisgabe der Opfer durch ihre Angehörigen derart beschämend, dass Boccaccio sagt: «Wir wollen darüber schweigen», dann aber doch einiges mitteilt. Es wurde Brauch, dem Erkrankten Speise und Trank ans Bett zu stellen, dann zu fliehen und die Haustüre offen stehen zu lassen, damit ein bezahlter «Pestknecht» eintreten könne. Dieser beförderte dann seinem Auftrag gemäss den Toten mit andern Leichen auf einem Karren zum Massengrab. Um aber den Grad der Ansteckung, damals so völlig unbegreiflich wie fürchterlich, zu beglaubigen, fügt der Florentiner eine Einzelheit an, die zeigen soll, dass auch Tiere nicht verschont blieben. Er sagt also: «Zwei Schweine durchwühlten die Lumpen eines eben verstorbenen Bettlers mit ihren Rüsseln, zerrten daran hin und her und verendeten kurz darauf unter Zuckungen, als hätten sie Gift gefressen.» An dieser Stelle bekräftigt Boccaccio sein Zeugnis mit dem Zusatz: «Ich habe das gesehen.» Manches andere, was er auch noch beschreibt, hat er dagegen kaum selber gesehen, denn er wird versucht haben, was vernünftig war, nämlich zur Pest eine gute Distanz zu wahren. Dasselbe ist von andern sogenannten Augenzeugen zu vermuten. Der eine sah dies, der andere das. Und wer am meisten anzusehen, ja mitzuerleben sich nicht scheute und gar helfend zugriff, der teilte in den meisten Fällen das Schicksal seiner Betreuten.

Da die Mitteilungen der verschiedenen Quellen, wie angedeutet, zumeist amtlicher oder halbamtlicher Natur waren, ergab sich, dass sie rein sachbezogen blieben. Sie beruhten auf einem Rückblick in die Vergangenheit, boten sehr anschaulich und sehr eindrücklich viele Einzelheiten, beschränkten jedoch ihr Interesse weitgehend auf allgemein übliche Vorkommnisse und verweilten nicht bei bestimmten Einzelpersonen und Einzelschicksalen. Vorwiegend Persönliches hätte man in Biographien, privaten Briefen und erbaulichen Predigten erwarten können, doch viel von dieser Art zu finden gibt es da nicht. Mag sein, dass eine gute Zahl Schriften existiert, in denen jemand angibt, in welcher Art er, der Schreibende, oder ein anderer Hilfe geboten oder dass ein gewisser Bekannter an der und jener Beerdigung teilgenommen und wie der und jener Freund gelitten habe. Mir ist eine Mehrzahl solcher Schriften nicht

bekannt. Persönliche Aufzeichnungen aus jener Zeit (um von Dichtungen zu schweigen) sagen, so viel ich feststelle, über die Pest weniger aus als amtliche, und das erklärt sich leicht. Die Überlebenden hatten – grob gesprochen – kein gutes Gewissen, sie erinnerten sich ungern an den Schrecken und ihr moralisches Versagen und hatten, weil mit einem Neuanfang beschäftigt, zum Schreiben kaum Zeit. Die mir selber am besten bekannte, aussagekräftige und sehr zuverlässige private Nachricht über einen heldenmütigen Krankendienst betrifft einen Kartäuser, und dieser war identisch mit Petrarcas Bruder Gherardo.[11] Üblich war hingegen, dass man mitten im überbordenden Elend der Angst um sich selbst, mithin auch der Gleichgültigkeit gegenüber anderen verfiel, wie eben Boccaccio und viele festhielten. Er rechnete mit hunderttausend Toten in Florenz,[12] und wenn er vielleicht zu hoch griff, gab es da doch eine entsetzliche Masse von Leichen. Dann fügte er noch ein Wort über die allgemein sich verstärkende Gemütskälte an und hielt fest: «Ein toter Mensch galt damals so wenig als sonst eine tote Geiss.»[13] Und ein Zeitgenosse aus dem Norden der Alpen behauptete in ähnlicher Weise: «Ein toter Mensch galt so wenig als ein toter Hund.» Und der das feststellte, war einer der besten Freunde Petrarcas, nämlich der mit dem Übernamen Sokrates, also Ludwig van Kempen (Beeringen); er gehörte zu den verhältnismässig wenigen Kurialen, die in der Papststadt Avignon ausharrten.

Nicht jede historische Darstellung der Pest führt so rasch zum Kreis unseres Dichters. Aber gewiss gehört gerade Petrarca selber zu den Personen jener Zeit, die Autobiographisches vorlegen, weshalb man ihn nicht übergehen kann, wenn man nach Zeugnissen zur Pest von 1348 ausschaut. Tut man es, so fördert man aus seinem Werk wirklich manches einschlägige Wort zu Tage, aber nicht so viele, wie man erwarten möchte, und niemals so anschauliche, wie man sie gerne liest, sondern vorab begriffliche Auseinandersetzungen mit der Sache. Doch das Wenige und Vereinzelte zu sammeln, kann sich vielleicht doch lohnen, sofern man den Aussagen einige Kenntnisse von Petrarcas Lebenslauf und Denken unterlegt

11 Er war Ordensbruder in der Kartause Montrieux, verzichtete auf eine Flucht, pflegte 34 erkrankte Klosterbewohner, beerdigte sie und überlebte als einziger mit einem Hund bei guter Gesundheit. Petrarca vernahm davon erst später; vgl. *Fam.* 16,2.

12 Sehr viele ärmste Leute und eigentliches Bettelvolk gab es in Florenz, und die Krankheit bemächtigte sich besonders leicht eben dieser ohnehin körperlich schwachen und mittellosen Bevölkerung.

13 All das in der Einleitung zum Decamerone.

und sein Erlebnis der Seuche nicht isoliert betrachtet. Petrarca empfindet nicht wie Boccaccio ein Bedürfnis, die Krankheit an sich zu schildern oder den Ablauf der Pestzeit nachzuzeichnen. Er meldet dagegen – und zwar meistenteils ohne Aufschub, vielmehr unter einem unmittelbaren Eindruck eines Ereignisses –, wozu er sich gedrängt fühlt. Er versucht einem Verständnis des Unbegreiflichen näher zu kommen, und er will überdies zeigen, und dies nicht zuletzt an sich selber, wie der Mensch auf überwältigendes Unglück antwortet und wie er antworten müsste. Bei ihm lässt sich erkennen, wie sich die Pest in das vorausgehende und nachfolgende Leben eines bestimmten Menschen einfügte, da er ihre Erfahrung unter andere Ereignisse einreiht, und damit bietet er eine Rarität, die zu berücksichtigen ihren Reiz hat. Geht man aber chronologisch vor, um zu sehen, wie für Petrarca das Jahr ablief – «*fulminante ferociter fortuna*»[14] –, so muss man allerdings feststellen, dass er bei der Jahreswende 1347/48 von der Pest noch kein Wort sagt, obwohl er einigen Grund dazu hat.

Von seinem Brotherrn, dem Kardinal Giovanni Colonna, hat er Urlaub erhalten und, von Avignon kommend, soeben Genua erreicht. Dass die Pest schon im Oktober 1347 erste Opfer in Messina gefordert hat und von dort aus das Festland bedroht, das muss ihm bekannt gewesen sein, und es hätte ihn alarmieren müssen. Doch er achtet kaum darauf; seine Phantasie ist vollauf mit dem politischen Schicksal der Stadt Rom beschäftigt, weil dort der Volkstribun Cola di Rienzo soeben die alte, die römische *res publica* (mit ihren Volksrechten) zu erneuern, damit die adligen Herren zu entmachten, ja womöglich zu beseitigen versucht. Ihn nach ersten Erfolgen mit immer neuen Briefen zu ermuntern und als neuen Brutus zu feiern, ist dem Dichter seit Monaten ein fast verzehrendes Bedürfnis gewesen, und seine feurige Begeisterung hat er weder vor Kardinal Colonna noch vor sonst irgendwem versteckt.[15] Traut man ihm die kühnsten Träume politischer Einflussnahme zu – solche der eigenen gloriosen Auftritte auf dem Kapitol und solche der literarischen Leistungen zur Verherrlichung von Colas Ruhmestaten –, trifft man gewiss das Richtige. Von welch riskantem politischen Abenteuer er sich nun aber knapp, bevor es zum Skandal wird, entzieht und wie er nur unter grössten Anstrengungen seinen Illusionen entsagt,

14 *Fam.* 8,7,11.

15 Es haben sich mehrere Briefe Petrarcas an Cola di Rienzo erhalten; vgl. Francesco Petrarca: Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises, lat./dt. von Berthe Widmer, Basel 2001, S. 76–221.

kann hier kaum angedeutet werden. Erst nachdem er aus Avignon gewarnt worden ist, weil die päpstliche Kurie den Tribunen Cola verurteilt und bannt – denn offenkundig hat sich dieser in den Grössenwahn verstiegen –, ringt sich Petrarca in Genua am 29. November 1347 spät genug einen verzweifelten Abschiedsbrief an sein Idol ab.[16] Dann reitet er nicht wie geplant zu Freudenfesten nach Rom, sondern über Parma nach Verona und dort zum Hof der Herren della Scala. Diese haben sich von Cola ebenfalls eine ruhmvolle politische Wende erhofft, und somit kann der Dichter gerade mit ihnen von seinen gewaltigen Enttäuschungen sprechen und über neue Pläne beraten.[17] Dass er dort in seinem Jammer ein fürchterliches Erdbeben erlebt, nämlich am 25. Januar 1348, welches er im Gefolge des Plinius[18] als einen Vorboten noch weit grösseren Unheils deutet, hat zur Folge, dass er Anfangs März nach Parma völlig ungetröstet zurückkehrt. Das Jahr 1347 hat für ihn schlecht geendet, und das nächste hat sehr schlecht begonnen.

Die schlimmste Nachricht empfängt er jetzt in Parma. Nach zähem Widerstreben muss er sich dazu herbeilassen, erschreckende Gerüchte für wahr anzunehmen. Von den sozusagen Adligsten in Rom sind die Besten am 20. Dezember 1347 durch Anhänger Colas ruchlos niedergemetzelt worden, so Bruder und Neffen von Petrarcas hochherzigem Herrn und Gönner, Kardinal Colonna. Der Dichter, der alle persönlich gekannt, zu seinen Freunden gezählt und verherrlicht hat, «bricht zusammen» *(corrui miser)* und vergiesst Ströme von Tränen.[19] Und wie er, der soeben noch Cola verteidigt hat, seinen schwer getroffenen Herrn nun ansprechen soll, das kann er in unzähligen Versuchen nicht herausbringen. Nur weil er es nicht ewig aufschieben kann, bringt er schliesslich einen Brief zustande, der Beteuerungen grösster persönlicher Ergebenheit und Dankbarkeit enthält, überdies ein Meisterwerk reiflichster Überlegung ist. Aber eine Erklärung oder gar der Anflug einer Entschuldigung für politische Irrtümer lässt sich darin nicht entdecken. Die Vaterlandsliebe geht vor. Und Schmerz und Verzagtheit bleiben dem Dichter erhalten.

Er brütet in Parma über das Versagen des Cola di Rienzo weiter nach. Von irgendwoher muss Hilfe kommen für Rom, das ein Rui-

16 Ebd., S. 150ff.

17 Er hatte dort auch eine päpstliche Bitte zu übermitteln, hatte also das Vertrauen der Kurie nicht eingebüsst.

18 *Nat. Hist.* 2,84,200; zitiert in *Fam.* 11,7,7.

19 *Fam.* 7,13,3ff.

nenfeld ist, und für Italien, das sich unter Waffengängen und Revolten zersetzt. Mit einigem Wohlgefallen betrachtet er den Oberherrn Parmas; das ist der Mailänder Luchino Visconti. Ihm hat er zwar früher einmal wegen der Gefährlichkeit seines Eroberungsdranges eine deutliche Mahnung zukommen lassen;[20] doch darüber kann man jetzt schweigen. Am Statthalter des Visconti in Parma, also an Paganino Bizzozzero, hat er einen guten Freund gewonnen, und was den Herrn Visconti selber betrifft, so sieht es schon bald so aus, als wecke er im Dichter eine neue politische Hoffnung, eben er könnte imstande sein, das Land Italien der so dringend nötigen Befriedung und Einigung ein Stück entgegenzuführen. Noch im März 1348 schickt Petrarca dem Visconti auf dessen Wunsch Früchte aus seinem Garten und ein Gedicht aus seiner Feder, rühmt ihn – wohlvermerkt – für seine grosse Gerechtigkeit und bekennt, dass ihm zum König nichts weiter fehle als der Titel.[21] Gut, dass die Florentiner, vom Mailänder schwer bedroht, davon nichts hören, denn sie hätten es dem Dichter als unsägliche Torheit schwer verübelt.

Unmöglich ist indessen, dass er das gefährliche Fortschreiten der Pest noch immer geringgeschätzt hätte. Von Sizilien her hatte sie den Küsten Italiens entlang Genua erreicht, und zwar schon kurz nachdem Petrarca dort Halt gemacht hatte (das heisst: noch im Januar 1348), und ebenfalls noch im Januar hatte sie über Marseille den Weg in die Papst-Stadt Avignon gefunden. Im selben Monat war sie nach Venedig und von dort aus nach Padua und Verona vorgedrungen und wütete ebenda. Wer nicht musste, so würde man meinen, ritt nun nicht mehr dorthin. Doch der Dichter tut genau das noch im April, als kümmere er sich nicht um die Gefahr, die einerseits hinter ihm herzieht und andererseits ihm entgegenkommt. Und am 7. desselben Monats schickt er von Verona aus einen Brief an einen Freund und Verwandten, Giovanni dell'Incisa, der in Florenz lebt.

Er hat sich zu rechtfertigen, weil er entgegen einem Versprechen es unterlassen hat, den Gelehrtenkreis in der Arnostadt aufzusuchen. Mehrere Florentiner sind deswegen über Petrarca entrüstet und sprechen es aus; aber ihre Briefe sind ganz ungebührlich lange unterwegs gewesen.[22] Der Dichter zeigt sich darüber verwundert, als vermöge er einen Grund für diese Verzögerung nicht einmal zu

20 *Fam.* 3,7, gerichtet an Viscontis Statthalter in Parma.

21 *Fam.* 7,15,13.

22 *Fam.* 7,10,1. Petrarca meinte, in derselben Zeit hätten Briefe aus Ägypten ankommen müssen.

ahnen; und doch muss er, wenn ihm eine Vermutung vorerst fehlt, wenigstens kurz darauf erkannt haben, dass der Botendienst ganz allgemein nicht funktioniert wie sonst und auch noch manches andere auf sich warten lässt, die Lebensmittelzufuhr ausbleibt, Geschäftshäuser geschlossen, der Ackerbau und das Viehhüten vernachlässigt werden und so fort. Immerhin schiebt Petrarca in seine Antwort an den Florentiner dell'Incisa wenigstens einen Satz (seinen ersten) über die Seuche ein. Sie sei, erklärt er, nicht daran schuld, dass er vom Besuch in Florenz abgesehen habe. Wörtlich heisst es: «Dir will ich alles offen darlegen und das eine will ich Dir keineswegs verschweigen. Weder die Beschwerde des Reisens hat mich vom Weg zu Euch abgezogen, noch die Pest hat das getan, die in diesem Jahr die ganze Erde, doch vor allem die Küsten niederwirft und aufzehrt ...; ich war ja ohnehin schon bis Genua gelangt.»[23] Bezeichnend ist, was er schliesslich als den wahren Grund für sein Fernbleiben angibt; es ist eben das Scheitern des von ihm so tüchtig geförderten Unternehmens in Rom. Er hatte es nicht fertig gebracht, vor die Florentiner hinzutreten und zu sagen: Alles ist aus. Nun gesteht er, die Hoffnung sei dumm gewesen und alles ein blosser Traum; Gott habe es anders gefügt. Auffällig, dass er nicht Fortuna die Schuld zuschiebt. Der Hinweis auf die noch höhere Macht scheint zu bestätigen, dass er Cola endgültig fallen liess. Doch erwähnt er gleichzeitig materielle Ansprüche, und was diese angeht, hat er es mit der andern Hoheit zu tun. «Ich muss mich unter Fortunas Ränken bewähren»,[24] so fügt er an.

Darauf weicht er aus Verona, das heisst wohl auch: vor der hier um sich greifenden Pest. Er reist nach Parma zurück und nimmt seinen etwa zwölfjährigen Sohn mit, den er einer Liebschaft verdankt. Das Kind hatte dort bei einem Grammatiker gewohnt und wird nun in Parma einem neuen Lehrer namens Giberto anvertraut.[25] Denn aus ihm einen tüchtigen Mann zu machen, ist Petrarca fest entschlossen, obwohl ihm daraus endlose Sorgen erwachsen. Wofür er aber dankbar sein muss, das ist sein Wohnort. Er ist da seit kurzer Zeit Kanoniker und hat ausser in Parma selbst auch ein Haus im nahegelegenen Selvapiana, und wenn er jemanden zu sich in

23 Ebd., Abschnitt 4. Wie so oft muss man auch hier mit späterer Überarbeitung durch Petrarca rechnen. Als späterer Zusatz ist wohl der Hinweis anzusehen, die Pest verwüste in diesem Jahr die ganze Erde und vor allem die Küste; denn im April 1348 hätte das eine Prophezeiung sein müssen.

24 Ebd., Abschnitt 9.

25 Er empfahl dem Grammatiker das Kind mit *Fam.* 7,17.

eines der Häuser einlädt, rühmt er nicht allein die ihn bezaubernde Schönheit der Gegend, sondern sagt auch, die Gegend sei gesund.[26] Das weiss er also, und das ist ihm wichtig, offenbar unter anderem im Hinblick auf die Pest. Kaum ist er da angekommen, schwingt sich seine Stimmung hoch auf, denn er vernimmt, dass ein lang entbehrter Freund sich auf dem Weg befinde zu ihm, und diese Meldung vermag ihn völlig zu verwandeln. Er kann zu Zeiten sehr realistisch denken, aber wenn er die Erfüllung eines innigen Wunsches vorausahnt, erliegt er einer Phantasie, die keine Grenzen kennt und alle Gegensätze aufhebt. Erklärt er also, was er häufig genug tut, er sei für das Leben in der Einsamkeit, für die *Solitudo* geboren, so meint er, kaum ist er dort einmal angekommen, nicht die Einsamkeit, die er da trifft, nicht die, welche einsam, *solus,* macht, sondern die andere, zu der sich ausgezeichnete Freunde einfinden, mit denen man «ein Herz und eine Seele» ist.[27] Von Epikur lässt er sich bestätigen, was er selber empfindet, dass nämlich die Abgeschiedenheit in der Gemeinsamkeit mit guten Freunden den einzigen Trost und den besten Halt auf dieser Erde ausmache.[28] Somit scherzt er am 10. April[29] gegenüber dem schon genannten Florentiner dell'Incisa fast übermütig, er werde den angekündigten Franceschino möglichst lange für sich behalten und höchstens mit jenen andern Freunden teilen, die ihn in seiner Einsiedelei aufsuchen; und lässt ihn auch wissen, von Frankreich kommend, sei der Angekündigte bereits in Marseille eingetroffen und dabei wohlauf. Nun darf er sich die bevorstehenden Wonnen der Zweisamkeit ausmalen und tut es so schwelgerisch als möglich. Und wie ihm die Zeit dann doch lang wird und wie er sie in wachsender Spannung hinbringt, das beschreibt er so lebensnah, dass er dem Leser gestattet, einen Blick in seine Behausung und in seine Stube zu werfen und etwas von seinem Alltag zu erhaschen.[30] Er führt eine Zwiesprache mit Franceschino, als wäre er schon da, wissend, dass er nicht da ist, und erzählt darüber wörtlich: «So oft einer meiner Diener zu mir ins Zimmer tritt, um mir etwas zu melden, meine ich,

26 Vgl. *Fam.* 7,1,11; 8,5,6; *saluber* ist der Ort.

27 Dafür gibt es unzählige Belege; vgl. z. B. *Fam.* 9,14; auch *Fam.* 8,3–5 mit dem Lob des Gemeinschaftslebens in der Einsamkeit von Vaucluse; *Fam.* 8,3,12 über seine Qualen in der Einsamkeit; auch *Fam.* 10,4,10ff. über seine Vorliebe für Wälder, die ihm den Übernamen Silvanus eintrug.

28 *Fam.* 8,4,3; vgl. die vorangehende Anmerkung.

29 *Fam.* 7,11.

30 *Fam.* 7,12,4ff.–14ff.

jetzt ist er gekommen. Und wenn Hunde bellen, Knechte rufen, eine Türangel knirscht und das Pferd im Stall mit den Hufen scharrt, schrecke ich zusammen. Immer wieder lasse ich das Buch sinken, über das ich mich beuge, immer wieder entfällt mir die Feder, die meine Rechte hält, und springe ich auf, um den Freund zu umarmen.» In dieser Weise vergehen die Tage, und schliesslich kommt der Erwartete nicht, dagegen die Meldung, er liege in der Hafenstadt Savona begraben.[31] Das ist ein neuer Absturz aus überschwenglicher Glückserwartung in die Wirklichkeit, und er bringt den Dichter jetzt der Verzweiflung nah. Dieser schreit auf in seinem Schmerz und kann sich dabei nicht verzeihen, dass er der lügnerischen Fortuna, dieser «grausamen Bestie», und ihren Verheissungen wieder einmal geglaubt hat. Qualen schafft er sich in der Rückbesinnung auf die Tage der glücklichen Erwartung und verwirft alles, was er sonst in Trostbriefen seinen Bekannten an Stoischem und auch Christlichem zu raten pflegte.[32] Wo soll er z. B. die von der Stoa gerühmte Ordnung und Vernunft der Welt finden?[33] Unerträglich ist ihm, dass der Jüngere gestorben ist und er, der Ältere, weiterlebt. Seine Trauer will er ausleben, in die «Burg der Vernunft»[34] zu flüchten, weigert er sich, und in einem Fluch, den er am Ende seines Briefes ausstösst, wünscht er der Hafenstadt Savona, dass alles Übel aus aller Welt sich da versammle, und vor allem auch dies, dass die Pest aus allen Ländern sich dahin zusammenziehe, um da auf ewig zu bleiben.[35] Dann erlahmt seine Kraft. Ein knapper Gedanke an Gott, und sein Schreiben bricht ab. In seiner Empörung fragt er nach der Todesursache des Freundes nur wenig. Dass er der Pest erlegen sei, steht in seinem Brief nicht, und dennoch liegt die Vermutung nahe, bei diesem Tod habe wie mit einem Donnerschlag Petrarcas bittere Erfahrung der Pest begonnen. Die Buchten von Marseille und Genua waren seit Wochen eine Beute ihres Wütens, und gesund war der noch junge Freund dort angelangt. Auch spä-

31 Ebd.

32 Vgl. etwa *Fam.* 2,1; 4,12; 8,1,10ff.

33 *Fam.* 7,12,12f.

34 Ebd., Abschnitt 16. Der Ausdruck wird von Petrarca immer wieder verwendet, so auch im *Secretum* 2,13,4 oder in *Fam.* 12,14,2, und hier im Zusammenhang mit Platons Seelenlehre, die Petrarca bei Cicero, *Tusc.* 1,10,20 erwähnt fand. Es ist in diesem Aufsatz aber nicht möglich, auf alle Abhängigkeiten des Dichters von antiken Autoren hinzuweisen.

35 Dieser Fluch scheint ein Nachtrag zu sein. Von der Pest heisst es da, sie sei für andere Orte eine einjährige (nur für Savona solle sie ewig sein). Das schon im April zu schreiben, war nicht möglich.

ter, und das ist auffällig, übt Petrarca grösste Zurückhaltung, für den Tod von Freunden und Bekannten die Seuche als Ursache anzugeben. Die Krankheit hat ein so abstossendes Aussehen und gemahnt manche Menschen so sehr an Strafe und Fluch, dass Petrarca wohl gerade deshalb das Andenken an seine Freunde mit keinem Gedanken an sie beflecken will. Rückblickend nennt er als Grund für die Entvölkerung der Erde lieber das Pest*jahr* als die Pest selber. Und er hat gewissermassen recht. Unter den damals allgemeinen und für jedermann sehr schlechten Lebensumständen bleibt in manchen Fällen die Todesursache ungewiss.[36]

Er fühlt sich nun wie gelähmt, politischen Sorgen entfremdet und jeder Schaffenskraft bar.[37] Doch muss er unverzüglich neue Trauermeldungen entgegennehmen, vor allem auch wieder die Umkehrung der natürlichen Ordnung erleben. Das Unglück trifft ein, an das auch bloss zu denken er jahrelang vermieden hatte. Erschreckt hatte er einmal ausgerufen: «Das wird Gott mir ersparen»,[38] nämlich dies, dass Laura vor ihm sterbe; aber nun muss er beweisen, dass er es zu tragen vermag. Aus Avignon meldet ihm sein schon erwähnter Freund Ludwig, alias Sokrates, den Tod seiner verehrten Laura, und dies offenbar so schonend als möglich; jedenfalls hören wir nichts von einer wilden Auflehnung des Dichters, dagegen sogleich von der grossen Trauer, mit der er sorgfältig an einer ihm heiligen Stelle, nämlich in seinem prachtvollen Vergil-Codex festhält, was er erfahren hat. Da heisst es unter anderem: «Am 6. April zur ersten Stunde im Jahr 1348 wurde Laura dem Licht dieser Welt entrissen, während ich zufällig in Verona weilte und von meinem Schicksal nichts ahnte. Die bedrückende Mitteilung erreichte mich in einem Brief meines Ludwig am 19. Mai. Ihre reine und schöne Gestalt wurde am Abend ihres Todestages auf dem Friedhof der Minderbrüder bestattet ...»[39] Nichts sagt er von der Pest, und gerne denkt er sich die Geliebte im Grabe so schön wie je. Aber ihre sehr rasche Beerdigung, die dem Brauch der Zeit widerspricht, deutet

36 *Fam.* 7,18,5 drückt einem Freund gegenüber klar die Ungewissheit der Todesursache aus. Übrigens entspricht es auch einer allgemeinen Auffassung, dass selbst während des grossen Sterbens nicht einzig die Pest sich viele Opfer holte.

37 Ebd. die Aussage, dass Verse einen Schmerz nicht lindern.

38 *Secretum* 3,3,5. Dass Petrarca sich den Tod seiner Geliebten vorstellen solle, hatte sein imaginärer Gesprächspartner, der Kirchenvater Augustinus, von ihm gefordert.

39 Das Zitat entnehme ich einem Band des ausgezeichneten Petrarca-Forschers Ernest Hatch Wilkins: Life of Petrarch, Chicago 1961, S. 77. Alle weiteren Angaben über Lauras Tod und Begräbnis findet man im selben Brief von Sokrates, und es ist nicht möglich, ihn für eine Dichtung Petrarcas auszugeben.

auf eine Notwendigkeit, die sich aus der Furcht vor dem Verfall der Leiche und vor der grossen Ansteckungsgefahr ergab. Beruhigen muss Petrarca immerhin der Bescheid, dass Laura ein (eigenes?) Grab, und gar eines in geweihter Erde, empfangen hat, denn das ist längst nicht mehr selbstverständlich. Sein Freund in Avignon – eben Ludwig/Sokrates – schreibt einem anderen Freund am 27. April über manches Entsetzliche in der Stadt, zum Beispiel dies: Der Papst Clemens habe Ende März einen neuen Friedhof gekauft, und seither seien ebenda schon 11'000 Leichen beigesetzt worden.[40] Damit deutet er an, dass niemand weiss, wie man in Zukunft die Massen der Toten bewältigen könne. Indessen flüchtet sich Petrarca ins Dichten; Laura soll jetzt erst recht verherrlicht werden und seine eigene Trauer dazu. Es gelingt aber beides nur schlecht. Für das wohl erste Gedicht nach ihrem Tod wendet er eine unsägliche Mühe auf; ein Blatt hat sich erhalten, auf dem etwa hundert Verbesserungen notiert sind, und eine unter ihnen lautet: «Der Anfang scheint mir nicht traurig genug zu sein»: *non videtur satis triste principium.*[41] Kann sein, dass der Dichter gerade durch seine Kunst den Übergang seiner Trauer in sanfte Wehmut nicht wenig gefördert hat, aber irgendein Gelingen mit Genugtuung festzustellen, ist ihm unmöglich. Dichten hilft nicht, so klagt er vor Freunden.[42]

Man erwarte nicht, dass er eine Todesnachricht nach der andern vermerke. Es werden ihrer viel zu viele. Hervorgehoben sei jene vom 3. Juli 1348. An diesem Tag verscheidet – ebenfalls in Avignon – sein Herr, der Kardinal Colonna, und dieses Ereignis muss im Dichter vielfältigste, widersprüchlichste Gefühle und Gedanken erzeugt haben. Dass dieser Tod seine Befreiung von einem lästigen Dienst besiegelt, kann ihm nicht unlieb sein,[43] doch bleibt er sich bewusst, dass er dem Colonna für vieles zu danken hat, ja für alles, so auch für die Krönung mit dem Dichterlorbeer.[44] Kurz gedenkt er des Toten im Sonett: «Gestürzt die Säule und verwelkt der Lorbeer»:

40 Mehr als etwa 5000 Einwohner wird Avignon damals nicht gezählt haben. Der erwähnte Brief des Sokrates ist eine der zuverlässigsten Quellen zur Pest von 1348; zitiert wird er hier nach Marcel François/Paul Bachmann: Bucolicum carmen, Paris 2001, S. 348, wo ein ausgezeichneter Kommentar zu Petrarcas Ecloge 9 mit ausführlichen Zitaten aus Petrarcas Briefen gegeben wird. Hätte ich dieses Werk früher entdeckt, wären mir einige umständliche Nachforschungen erspart geblieben.

41 Wilkins (wie Anm. 39), S. 77. Es folgten gleich weitere dichterische Versuche, Lauras Tod zu beklagen; vgl. *Canzoniere* 267 etc.

42 *Fam.* 7,18,8.

43 *Fam.* 8,3,1ff., vgl. dazu 8,3,15.

44 *Fam.* 7,13,1ff.

Rotta è l'alta colonna el'verde lauro.[45] Dass er einen guten Monat später das lang schon ersehnte Archidiakonat in Parma zugesprochen erhält, ist auch noch weitgehend ein Werk dieses Gönners, aber zu einem andern Teil möglicherweise ein Geschenk aus der Hand der Pest, denn solche gibt es ja in grosser Zahl. Der in Avignon bevorzugte andere Anwärter auf diese Pfründe, Dino von Urbino, stirbt in jenem Sommer 1348, bevor er das Amt antreten kann, und damit ist sie vakant, frei für Petrarca. Diese Einzelheit kennt man dank einem päpstlichen Brief,[46] während Petrarca gegenüber Aussenstehenden nichts davon verlauten lässt. Eine ernste Pflicht ist es ihm, den Vater des Kardinals in Rom zu trösten.[47] Denn der neunzigjährige Stefano Colonna, berühmt für seinen einst unbeugsamen Widerstand gegen Papst Bonifaz VIII., sieht jetzt zu seinem gewaltigen Jammer, dass in Erfüllung geht, was er längst vorausgeahnt hat, nämlich dass er alle seine Söhne überleben muss. Da hat wiederum Fortuna gewirkt, schreibt Petrarca und charakterisiert sie jetzt als sowohl «ohnmächtige als auch grausame Göttin», um sogleich korrigierend anzufügen, sie sei, ob sie wolle oder nicht, eine Dienerin Gottes und eifrigste Vollstreckerin göttlicher Anordnungen: «*impotens illa et immitens dea est, seu verius Dei ministra ...*»[48] Welche Einsicht! «Nur jetzt nicht aufgeben», mahnt der Dichter von Parma aus, so niedergeschlagen er selber ist. «Verachte Fortuna,» heisst er den Adressaten, «sie ist nun waffenlos; ihr Köcher ist leer.» Doch diesen Trost – so es einer ist – schickt er nach Rom erst im Herbst. Der Nachrichtendienst bleibt schwerfällig, und in der Sommerhitze, der pestgeschwängerten, findet man für lange Routen ohnehin nicht leicht einen Boten.

Mitteilungen, die zum guten Teil als Gerüchte herumgeboten werden, überschütten jetzt den Dichter, und der «gesunde» Ort, an dem er sich aufhält, erspart ihm eine Teilnahme am allgemeinen Jammer nicht. In einem Brief an den Herrn Pio von Carpi (bei Modena)[49] nennt er als einzigen Schutz gegen die Angriffe Fortunas «den Schild der Mannhaftigkeit», die Virtus «Patientia». Darin besteht längst sein A und O bei allen Versuchen der Ermunterung und des Trostes. Doch bekennt er jetzt: «Mir selber fehlt dieser Schild»;

45 *Canzoniere* 269.

46 Ernest Hatch Wilkins: Studies in the life and works of Petrarch, Cambridge (Mass.) 1955, S. 18f.

47 Vgl. *Fam.* 8,1, und da besonders das Ende.

48 *Fam.* 8,1,17.

49 *Fam.* 9,1,1ff.

ich empfange daher «tödliche Wunden». Beschlossen hat er, nach überhaupt nichts und nach niemandem zu fragen, ja, er möchte sich «die Ohren verstopfen». Denn die Meldungen, die ihn erreichen, sind dermassen grauenhaft, «dass an all das Ungemach der Freunde auch nur zu denken, eine wahre Folter *(supplicium)* ist.» Dann zeigt er sich geneigt, darin eine kleine Erleichterung zu sehen, dass der Herr von Carpi ihm seine Genesung anzeigt, will dem Freund aber dennoch einen ausgezeichneten Arzt, *insignis physicus,* schicken. Der wird mit Gottes Beistand helfen können, sagt er, fügt jedoch die Mahnung an: «Du weisst, dass einem tüchtigen Mann wohl ansteht, Krankheit und Tod und alles Sterbliche zu verachten.» Sich selber will er eine gewisse Vorsicht gönnen, er wird den Herrn von Carpi nicht sogleich besuchen. «Ich werde kommen, sobald sich eine Gelegenheit bietet», sagt er. Aber diese Gelegenheit kommt – soviel wir sehen – nicht, und in einigen Wochen ist auch dieser Freund tot.

Dass Petrarca übrigens jetzt in der Pestzeit beim weit und breit beklagten Mangel an Ärzten einen solchen zur Hand hat, wirkt erstaunlich, und dies um so mehr, als er Ärzten gegenüber grosses Misstrauen bekundet und das Verlangen nach solchen als ein Zeichen moderner Schwäche ansieht; einst, meint er bei anderer Gelegenheit, kam der Mensch ja sogar ohne Ärzte aus![50] Über gute Beziehungen verfügte er allerdings, und diese könnten ihm bei der Suche nach einem Mediziner nützlich gewesen sein; als Vermittler lassen sich der schon genannte mailändische Statthalter Paganino oder gar Luchino Visconti persönlich denken. Eben dieser bewährt sich überhaupt, so viel ist sicher, hervorragend in dieser Krisenzeit; er gibt nicht nur Befehle zur Verminderung der Gefahren; er erlangt auch mit einer erstaunlich gut funktionierenden Organisation, mit Strenge und Rücksichtslosigkeit, dass seine Befehle ausgeführt werden. Die Pest findet in seiner Stadt – unter seiner Regierung – fast keine Opfer, wie neben andern auch Petrarca bezeugt (erst anno 1361). Das steht in denkbar schroffem Gegensatz zum Freiheit liebenden Florenz. Der verhängnisvollen Unordnung vorzubeugen, ist da weit schwieriger.

Inzwischen scheint Petrarca in seiner Behausung mit allen Mitteln dafür gesorgt zu haben, nur ja nicht Augenzeuge des Grauens zu werden. Wenn er seinem Geschick je für etwas dankt – er tut es nicht eben häufig –, dann für diese Schonung, dass er schlimmste Ereignisse, wie etwa das Sterben seiner Freunde, nie habe mitanse-

50 *Fam.* 5,19,5 und passim.

hen müssen.[51] Er dichtet verbissen und freudlos, arbeitet an einem «Triumph des Todes», an neuen Canzonen im Gedenken an Verstorbene, an metrischen Briefen ähnlichen Inhalts und vor allem auch an Hirtengedichten allegorischen Inhalts, wo die Pest den finsteren Hintergrund bildet und Fortuna wütend daherfährt. Ein Blick in die 9. Ekloge lässt erkennen, dass er sich mit einer der traurigsten Fragen, mit dem Los der Landbevölkerung, beschäftigt und gleichzeitig nach einem Grund für das grosse Sterben fragt. Früher hat er in seiner Einsiedelei von Vaucluse die dort ansässigen Leute beobachtet; und gegenüber der Not solcher Armer ist er nie kalt gewesen. Daher klagt er jetzt durch den Mund eines Hirten (oder richtiger: Bauern) über ihr verdoppeltes Elend und lässt schroffe Anklagen gegen geldgierige Reiche laut werden. Schuld an der alles vernichtenden Pest, so entrüstet sich der Hirte, trägt unter allen Herden einzig die der Habsüchtigen. Als Händler überqueren sie das Meer und die Luft, *mare et aethera,*[52] saugen in der Ferne tödliche Gifte ein und bringen solche mit ihren Schätzen zurück. Weiss Petrarca es anders? Trotz Mitleid mit den Armen und Misstrauen gegenüber Handel widersetzt er sich entschieden durch einen anderen Hirten.[53] Nein, nicht bloss eine Herde ist schuldig; die Pest ist eine Strafe für alle, weil alle gesündigt haben. Und da nun die ganze Welt verseucht ist, rettet einzig der Auszug aus der Welt. «Beeile Dich», ermahnt der klügere Hirte den andern, «nimm dort den Weg zur Rechten», und wer die Antike kennt, weiss über diesen Weg zur Rechten Bescheid; der Pfad der Tugend, der Virtus, ist gemeint. Und will man dieser im Sinn Petrarcas einen Namen geben, so lautet er gewiss wieder «Patientia».

Mit jener vornehmen Gesellschaft, die dank Boccaccios Phantasie in einer Villa bei Fiesole mit übermütigen Einfällen die Pestzeit heiter überlebt, hat die Realität im Hause Petrarcas nichts gemein. Und die Absonderung, die der Dichter sich auferlegt, dauert ein Jahr. «Ein Jahr lang habe ich keinen Fuss vor das Haus gesetzt.»[54] Ganz wörtlich ist das nicht zu nehmen. Er kümmert sich z. B. um seinen Garten und konsultiert dabei des Palladius Schrift über den Ackerbau.[55] Sich

51 *Fam.* 4,12,38; *Fam.* 5,7,10; *Fam.* 7,1,7.

52 So lautet die Übersteigerung; vgl. *Bucolicum carmen,* ecl. 9, Vers 60ff.

53 Ebd., Vers 81ff.

54 *Fam.* 8,9,11.

55 Das Werk entstand wohl im 5. Jh. n. Chr. – Ugo Dotti: Vita di Petrarca, Rom 1987, S. 216, nennt das im Besitz Petrarcas befindliche Manuskript und datiert den ersten Eintrag des Dichters auf den 26. November des Pestjahres.

von eigenem Gemüse zu ernähren, mag ein Gebot der Stunde gewesen sein; auch hat dem Dichter die Beschäftigung mit Pflanzen jederzeit und gewiss auch im Pestjahr eine Erholung und zudem eine Hilfe gegen Attacken schwerer Melancholie bedeutet. Denn das darf man nicht vergessen: Solchem Übel, der Akedia zu verfallen, gehört zu seinen schwersten Leiden von Jugend auf; er ist ihm oft wehrlos ausgeliefert.[56] Zum Glück kann er beim schon erwähnten Statthalter Paganino Bizzozzero ein- und ausgehen. Dieser Freund wird ihm unentbehrlich. Von ihm empfängt er immer neue Ermunterung «mitten im weltweiten Schiffbruch».[57] Nur im Vorbeigehen sei gefragt, wie sein junger Sohn das Abseits in der beklemmenden Stimmung aushält. Er lebt in Parma offenbar bei seinem Grammatiklehrer, und wenn ihm der Alltag niemals leicht fällt, so gewiss jetzt noch weniger. Denn wie sein Vater von ihm gesagt hat, «ist ihm nichts verhasst ausser Bücher»,[58] und den Büchern kann er eben jetzt durchaus nicht entgehen.

Im September verbreitet sich das Gerücht, das Toben der Pest habe sich gemildert. Überlebende halten es bald nicht länger aus in ihrer Isolation, die auf Dauer fast so entsetzlich wirkt wie die Gefahr und die tödliche Stille ringsum. Vorräte gehen zu Ende; man muss sich nach neuen umsehen (wo und wie?). Bald wechselt auch die Jahreszahl. Und doch: Jetzt, wo man sich schon fast sicher glaubt, schlägt die Pest nochmals zu. Jetzt eben stirbt Mailands Stadtherr Luchino Visconti (24. Januar 1349), und kurz darauf stirbt völlig unerwartet auch Luchinos Statthalter in Parma, Petrarcas eben genannter Freund Paganino, als müsse jede Zuversicht, die im Dichter aufkeimen möchte, erdrückt werden. «Dieser Mann», so berichtet er, und gibt damit seine einzige Schilderung eines Krankheitsverlaufs, «ist plötzlich durch die Pest ... hingerafft worden» (hier wird die Krankheit für einmal benannt); «am Abend hat er mit Freunden gespeist, und was an Zeit nachher übrig blieb, hat er im Gespräch mit mir allein verbracht ... Die Nacht überlebte er unter grossen Schmerzen mit unerschütterlichem Mut und ist uns hierauf von Todeshand entrissen worden. Und damit an den üblichen traurigen Umständen nur ja nichts fehle, sind ihm innerhalb von drei Tagen seine Kinder und seine sämtlichen Angehörigen ins Grab gefolgt.»[59] Petrarca sagt nichts von seiner eigenen Gefährdung. Ihm

56 Vgl. *Secretum* 2,13,1ff. bei der Behandlung der sieben Hauptsünden.
57 Vgl. *Fam.* 8,8; 9,2.
58 *Fam.* 13,2,2.
59 *Fam.* 8,8.

ist das Leben nur noch etwas Unwirkliches, ein Traum, aus dem er im «Tod erwachen möchte».

So schreibt er seinem Sokrates nach Avignon, von dem er hofft, er lebe noch. Und in einem andern Brief an ihn ruft er aus:[60] «Ich muss reden.» Und wieder: «Dieses Schweigen bringt mich um.» Gleichsam totreden möchte er das Jahr, und er gibt ihm seine Zahl mit einem ihm ungewohnten Zusatz. Es ist «1348 in der 6. Weltzeit». Das ist die letzte.

Mit einem dreifachen Hilferuf schafft er sich Luft: «Mein Bruder, mein Bruder, mein Bruder.» Doch das ist nichts anderes als ein Zitat aus Cicero[61] und verrät sogleich, dass der Pestbrief ein Kunstwerk von strenger Rhetorik ist. Petrarca verheimlicht nicht, dass schon Cicero diesen Notschrei getan hat, aber er weiss auch, dass jener ihn «usurpiert» hat, *usurpatum;* denn ein Anrecht darauf hat erst diese Pestzeit, alles frühere Verderben war dagegen ja lächerliche Bagatelle, ein Zeitvertreib. Laut lamentiert Petrarca zuerst über sein weibisches Versagen während der Pest; denn die Welt soll offenbar wissen, dass er voller Einsicht ist. Aber der Schrecken hat doch nicht allein ihn, sondern alle erfasst. Und dass die Welt von Leichen starrt, ist gar nicht das Schlimmste; fürchterlicher ist das blanke Versagen jedes Verstandes. Wo fände man auch bloss einen Ansatz zu einer natürlichen Erklärung für das Grauen? Es gibt keinen. Ohnmächtig ist die Angst vor dem Unheimlichen. Dafür findet Petrarca kalte und starre Bilder. Und dann muss er fragen, wie jedermann tut: Weshalb sind gerade wir diesem Schicksal ausgeliefert? Keck stellt er sich vor den Stuhl des Weltenrichters, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Denn wenigstens das will er nicht leugnen, wiewohl er angesichts der schrankenlosen Macht Fortunas erstarrt, dass sich Gott um seine Schöpfung kümmert.[62] Und dann beginnt er die Untersuchung, die er eine *Inquisitio* nennt. Ist in früherer Zeit ähnlich Furchtbares niemals über die Welt hereingebrochen und offenbart sich jetzt eine Strafe Gottes, so will er denn doch wissen: Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Oft genug hat Petrarca seiner Zeit attestiert, dass sie schlechter sei als jede frühere,[63] doch jetzt streitet er das ab und erfrecht sich zu behaupten: «Gesündigt haben wir, jawohl, mit

60 *Fam.* 8,7.

61 *Ad Quintum fratrem* 1,3,1.

62 *Fam.* 8,7,11 verzichtet nicht auf darauf, sie zu nennen. Die Pest wütet «*tonante undique ac fulminante ferociter fortuna*».

63 *Fam.* 2,10,4; *Fam.* 6,5,9; *Liber sine nomine,* Vorwort und viele andere Stellen; lat./dt. in Petrarca, Aufrufe (wie Anm. 15).

allen anderen, und gegeisselt werden wir allein.»[64] Nicht dass er auf solcher Herausforderung hätte beharren können. Er beugt sich vor der Göttlichkeit dieses Richters und sieht ein: Unfähig sind die Sterblichen, seine Weisheit zu ergründen. Ein hinfälliges Nichts, ein lächerliches sind wir; wer kann da stolz rebellieren? Obwohl Petrarca oft christliche Autoritäten (Paulus, Augustinus) beizieht, lässt er jetzt ausschliesslich Nicht-Christen aus der Antike sprechen, Seneca, Epikur und wieder Cicero, der in schwerer Bedrängnis «demütig», wie Petrarca betont, die Frage gestellt hat:[65] «Was sind wir denn, – und wie lange noch kümmern wir uns darum?» «Gut gefragt ist das», lobt ihn Petrarca – bevor er ihm doch einen Tadel nachschickt: «*Tu, Marce Tulli,* wo hast Du die dritte Frage gelassen», *ubinam tertium reliquisti?* Sie lautet: Wenn wir hier zu existieren aufhören, was werden wir nachher sein? Diese Frage, sagt Petrarca, ist ja besonders gefährlich, *periculosius.*[66] Weshalb gefährlich, sagt er nicht. Doch soviel ist klar: Wo Gott einzig als Weltenrichter auftritt, wird auch der Jenseitsglaube zur schweren Belastung. In diesem Schreiben fehlt jeder christliche Trost.

Mit dem Pestbrief von Anfang 1349 ist man über das Pestjahr hinaus gerückt. Nur einige Nachwehen und ein paar im Unglück gewonnene Einsichten seien noch angedeutet.

Zu nennen ist die Vereinsamung. Petrarca empfindet sie so stark, dass er einen Augenblick lang für möglich hält, nach dem verhassten Avignon zurückzukehren, nur weil dort sein Sokrates noch am Leben ist.[67] Nachher versucht er, diesen Sokrates und zwei weitere Freunde in sein Haus nach Parma zu locken.[68] Sein altes Ideal von einem Einsiedlerleben zu zweit, zu dritt lässt er aufleben und schreibt endlose Traktate, um zu überzeugen, wie richtig diese Lebensform für sie wäre und wie herrlich ihr Alltag. Die reine Antike! Rasch ist Sokrates halbwegs gewonnen, die andern beiden kündigen Petrarca ihren Besuch an und erlauben ihm die glückseligsten Träume für die Zukunft. Aber Petrarca wird erneut zu endlosem Warten verdammt. Denn die Erwarteten reiten zwar los, kommen aber nie bei ihm an. Auf dem Weg fallen sie unter Strassenräuber, der eine bleibt tot liegen, der andere wird verwundet, entflieht und bleibt verschollen – für Monate.[69] Un-

64 *Fam.* 8,7,15.
65 Cicero, *Ad Atticum* 12,11, zitiert in *Fam.* 8,7,24.
66 *Fam.* 8,7,24–26.
67 *Fam.* 8,33f.
68 *Fam.* 8,5,6 und 13. Die sogleich zu nennenden Traktate machen *Fam.* 8,3–5 aus.
69 *Fam.* 8,9.

fasslich ist das. Sich windend im Schmerz begehrt der Dichter auf: «Fortuna, die entsetzlichste, hat uns das Glück missgönnt»,[70] und offensichtlich hat das Verbrechen mit der Pest zu tun. Es ereignet sich nicht im dunkeln Abseits, sondern am hellichten Tag nicht weit von Florenz. Das ist möglich, weil im Frühjahr 1349 die völlig ausgeblutete Arnostadt noch ausserstande ist, Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten. So steht es bei Boccaccio: «Ihre Gesetzesvollstrecker waren tot; und die verbannten Übeltäter kehrten zurück.» Petrarca ist aber zu schwer erschüttert, um eine Entschuldigung gelten zu lassen; und was Florenz nun von ihm zu hören bekommt, ist eine wortgewaltige Epistel über das kläglichste Versagen der Stadt.[71] Die Rechtsordnung, das Fundament ihres einst grossen Ruhmes, zerfällt durch ihre eigene Schuld, wie könnte sich die Stadt vor dem Untergang retten!

Und nun schreibt Petrarca an Sokrates: «Ich habe nur noch Dich».[72] «Ich beschwöre Dich, lass mich nicht allein», und später: «Um Himmels willen, schreibe doch wenigstens; schreibe mir, ob Du noch lebst.»[73] Es bleibt ihm indessen nichts anderes übrig, als sich aufzuraffen, aus eigener Kraft Beschlüsse zu fassen und unverzüglich alleine zu handeln.

Da der Kardinal und Laura gestorben sind, verstärkt sich seine Ablehnung gegenüber Avignon, und gleichzeitig erfährt er, dass er mit den Florentinern engere Freundschaft pflegen kann; das ist ein Gewinn. Allerdings muss er eine Selbstidealisierung mildern (nicht aufgeben). Allzu gerne hat er sich als Einsiedler dargestellt, den Ruf eines Waldmenschen gepflegt und sich mit dem Übernamen Silvanus schmeicheln lassen. Die Gefahr dieser Rolle kennt er längst,[74] und nun macht er Ernst mit dem Vorsatz, das schon Beschlossene zu tun; er wird sich eine imaginäre Einsiedelei erschaffen: *«imaginariam mihi solitudinem ... conficiam.»* Auf Reisen und in Gesellschaft wird er diese pflegen. Denn reisen muss er, Anregungen braucht er, um der Melancholie zu entgehen, um dichten zu können und um sein politisches Ideal zu verbreiten.

Will Petrarca nun ein strengeres Leben führen? Eine Frage ist das. Er unternimmt einen neuen Versuch dazu und beginnt ein Gespräch mit seinem Bruder Gherardo, das ist jener Kartäuser, der

70 *Fam.* 8,9,7–11.
71 *Fam.* 8,10, besonders das Ende.
72 *Fam.* 8,9,26; 9,2,7 und 9.
73 *Fam.* 10,2,5.
74 Vgl. *Fam.* 8,3,13; 8,5,14 und im *Secretum* die Stellen zur Akedia (wie Anm. 56).

sich während der Pest heldenhaft wie nur wenige bewährt hat.[75] Christlich fromm ist der Mönch, von der heidnischen Antike hält er nichts, und jahrelang war er für Petrarca unerreichbar gewesen. Jetzt aber fallen die Schranken; und Petrarca benötigt seine Hilfe. Er legt dem Bruder ein Versprechen ab:[76] Stets wird er die Tagzeiten beten wie die Mönche. Und endlich wird er mit aller Kraft daran glauben, dass er ohne Frauen leben kann («Ich habe gebeichtet», sagt er sogar). Rechenschaft will er dem Bruder regelmässig ablegen. Doch leben will er in der Welt, nicht in ein Kloster eintreten; und singen will er nicht wie David, sondern nach der Kunst seines Vergil.[77]

Gleich lässt er sich auch wieder zur Politik vernehmen. Dank seinen Beziehungen zu den Höfen von Mailand, Verona, Padua, Avignon, Neapel bleibt er über alles glänzend informiert. Kaum hat der Böhmenkönig Karl sich 1349 die deutsche Krone endgültig gesichert, erkühnt sich Petrarca, nach Prag zu rufen: «Erlauchter Caesar, was zögerst Du noch?» – Die alma Mater Roma erwartet ihn. Der *res publica romana* hat Karl ein neuer Augustus zu sein. Und während er das schreibt, weiss er vielleicht sogar, was gleichzeitig ganz im Geheimen geschieht. Cola di Rienzo entflieht seinem Versteck, um in Prag ähnliche Reden vorzutragen.

Damit seien die Ausführungen beendet. Sie sind als Illustration zur Pest, aber vor allem als Ehrung Petrarcas gedacht, der zeit seines Lebens gegen Fortuna weiterkämpft und nicht aufhört, nach der Virtus Ausschau zu halten.

Prof. Dr. Berthe Widmer
Lerchenstrasse 96
4059 Basel

75 Vgl. Anm. 11.

76 Die drei wichtigen Schreiben an den Bruder sind *Fam.* 10,3–10,5. Die letzten Zitate stammen aus *Fam.* 10,5,25ff.

77 *Fam.* 10,4,15; 25ff.; 32ff.